

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 1

Artikel: Tagebuchblätter
Autor: Escher, Nanny von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Hier, Bube!“ befiehlt sein Spruch und Gebot,
 „Geh hin! und bring deiner Mutter Brot.“
 Der Knabe nimmt zögernd das Silberstück.
 In seinen Augen brennt heißes Glück. —

Der Polizist starrt mit offenem Mund.
 „Hm! ist die Säule dort wirklich noch rund?“
 Ihm wird auf einmal der Rock zu eng.
 Er koppelt verlegen am Säbelgehäng.
 Dann rückt er sein Käppi aufs rechte Ohr
 Und flaubt einen schwarzen Zehner hervor.
 Er tappt zum Buben, beinahe sacht:
 „Hier hast du etwas für den falschen Verdacht.“
 Der Bube steift den Kopf ins Genick,
 Steht wie ein König über Grab und Geschick:
 „So du! der mich Dieb und Lügner schalt!“
 Auf schäumt des brausenden Blutes Gewalt.
 Edler Zorn jeder Zug des feinen Gesichts:
 „Geh weg! du falscher! Von dir will ich nichts.“

Heinrich Fischer, Herzogenbuchsee.

Tagebuchblätter

von Nanny von Escher, Albis.

Albis, 13. Januar.

Mamas Hauptfreude ist jetzt eine dicke goldene Taschenuhr, die sie jüngst reparieren ließ und auf deren Tictack sie gespannt horcht wie auf den Herzschlag eines geliebten Wesens. An diese Uhr knüpfen sich ihre ersten Eindrücke.

„Großmama trug sie stets bei sich,“ sagte Mama; „als ich ihr auf den Schoß kletterte, um mühsame Strickversuche unter ihrer freundlichen Anleitung zu wagen, war die Uhr dabei — sie lag immer in einem kleinen Henkelkörbchen — und wenn ich hinter ihr über den Schloßhof trippelte, um Gänsefedern aufzulesen, kam die Uhr mit.“

So betrachtet Mama die Uhr wie eine treue Jugendfreundin.

Natürlich war ich bestrebt, mir das oben angedeutete Bildchen im Geist auszumalen. Ich fragte nach der Großmama, konnte aber bloß erfahren, sie habe einen überaus gütigen Eindruck gemacht. Wie sie gekleidet war, wollte ich wissen. „In ein blau und grau gestreiftes Negligee mit doppeltem, ausgezacktem Pelierinenkragen,“ gab Mama zum Bescheid. Es ist be-

zeichnend, daß sie aus der Morgenfrühe ihres Lebens auch nur die Erinnerung an das Morgenkleid ihrer Großmutter behalten hat.

Vor Tisch kam ein verspäteter Gratulant, der katholische Pfarrer unseres Dorfes. Wir haben ihn bis heute nicht gekannt. Von weitem hatte ich ihn an einem heißen Sommertag mal gesehen. Er ging dem Dorfbach entlang, der hochaufgeschossene blondgelockte Jüngling, gefolgt von einer Schar kleiner Krausköpfchen, die, offenbar unbekümmert um das Glaubensbekenntnis, gute Freundschaft mit ihm hielten. Ich weiß noch sehr wohl, wie mich damals die Empfindung durchblickte, er passe vorzüglich zu dem sonigen Tag.

Heute, als er am Gartentörchen stand, zog der Föhn heulend vor ihm her und peitschte ihm die Regentropfen ins Gesicht, aber in seinen blauen Augen lag trotzdem Sonnenschein, und sein weltfremdes, scheues Kinderantlitz erinnerte an Ekkehard.

Den 14. Januar.

Wind und Regen haben allen Schnee fortgesetzt. An die überirdische Herrlichkeit vor vierzehn Tagen darf man nicht denken. Die grau-grünen Wiesen und der braune Erdboden, auf dem die eingestampften welken Blätter schwarze Flecken bilden, gemahnen mich an den Schmutz eines Gantlofs. Alles Glänzende ist von Schacherhänden weggeschafft worden. Die Spuren des Glends allein sind geblieben. Bäume und Sträucher gleichen in ihrer Kahlheit den abgekehrten Fingern der Armut, die sich gierig nach ihrem letzten Gut ausstrecken.

Welch ein Kontrast zu der funkelnden Silvesternacht!

Maeterlinck hat Recht, wenn er schreibt:

„Man muß einen Tag, der ohne ungewöhnliche Gebärden der Freude oder der Hoffnung kommt, ebenso brüderlich empfangen und umarmen wie die andern. Glückselig sein, heißt sich üben, das verborgene Lächeln und den geheimnisvollen Schmuck der unberechenbaren und namenlosen Stunden zu sehen. Zu einem schönen Leben bedarf es weniger der heldischen Stunden, als der ernstesten, einförmigen und lauterer Wochen.“

Übrigens tanzen draußen schon wieder lustige Schneeflocken, also wird das düstere Bild bald weichen!

Den 15. Januar.

Einem Gast, der über Nacht blieb und möglichst gut und möglichst lange unterhalten sein wollte, las ich aus dem Buch „Briefe, die ihn nicht erreichten“, vor.

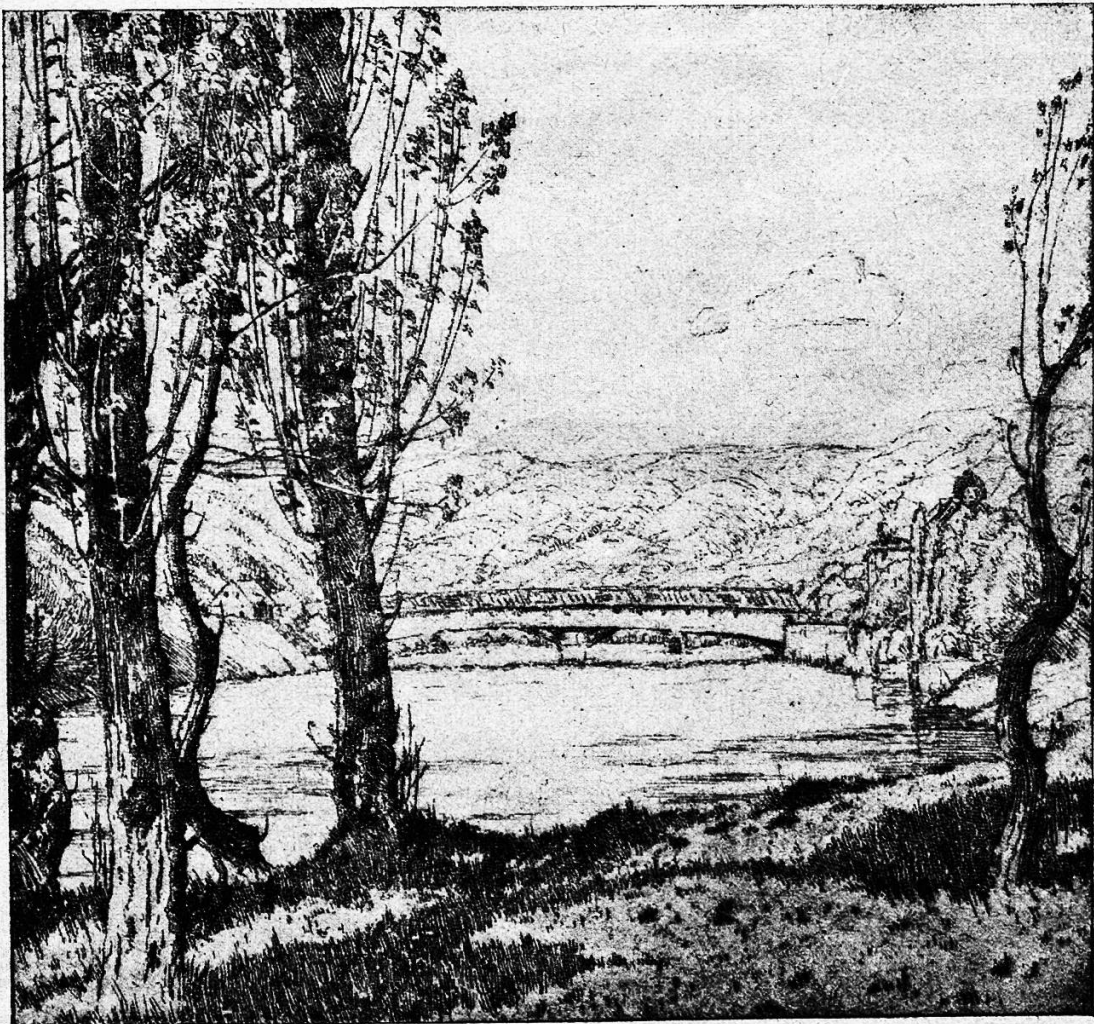
Als er nach dem zweiten Brief in trockenem Ton erklärte: „Ich finde es übertrieben, daß sie ihm jeden Tag solche Episteln schrieb,“ klang's mir wie ein Todesurteil. —

Der Sturm pfeift! Es war schauerlich als der Bote vorfuhr. In der

stodunkeln Nacht nahm sich der große, von einer Laterne durchleuchtete Planwagen wie ein ausgehöhlter Kürbis aus. Von Mann und Pferden sah man nichts, nur den Glackerchein hinter dem weißen Tuche. Mit Mühe konnte ich die Haustüre öffnen — so stark war des Windes Macht. Den Schnee wirbelte er in die hinterste Ecke. Und doch — das Urteil über „die Briefe, die ihn nicht erreichten,“ hat mir noch mehr Kälte zugeweht als das Unwetter, eine Kälte, gegen die kein Mantel schützt.

Den 16. Januar.

Gestern kam ein Hafnermeister, um Reparaturen am Ofen vorzunehmen. Bis gegen 5 Uhr abends war er am Werk, folglich mußte ich bis 6 Uhr mit Einheizen warten. So war es bei dem Hundewetter nach und nach kalt geworden. Ich mußte heimlich lachen, als der Mann, plötzlich in seiner Arbeit innehaltend, zu meinem Schreibplätzchen herüber schaute und fragte: „Fräulein, frieren Sie nicht?“ Ich verneinte mit dem Zusatz: „Hier oben habe ich mich längst ans frieren gewöhnt.“ Da sah er mich groß an, als wollte er sagen: das täte ich nie!



Martha Sigg: Flußlandschaft.

Den 17. Januar.

Der Himmel ist so weiß wie der Schnee, der über Nacht in großer Menge fiel. Außer dem Postboten habe ich vor Tisch kein menschliches Wesen auf der Straße gesehen, was nach der Schilderung, die er mir machte, nicht zu verwundern war. Den ganzen Berg herauf hatte er sich durchkämpfen müssen, bis an die Knie im Schnee.

Mit wahrer Gier griff er nach dem Schälchen warmer Milch, die ich für ihn bereit hielt und mit Heißhunger verschlang er ein Stück Schwarzbrot. Das war für diesmal der einzige Gast. Ich war froh, denn bei solchem Wetter tut es mir leid, Bekannte unterwegs zu wissen.

Als der Schneepflug gegen Abend vorbei fuhr, klang der sonst so laute Zuruf der Lenker recht müde, und selbst die Buben, welche in der Dämmerung am Fußweg schlitteten, jauchzten nicht fröhlich.

Den 18. Januar.

Die Vögel liefern auf dem Futterplatz eine kleine Schlacht, zu der zum ersten Mal in diesem Winter auch die Goldammer sich eingestellt hat. Sie ist die keifende Intrigantin der gefiederten Schar. Gescheit muß sie sein; denn sie hat sich zu ihrer Antrittsvisite einen prachtvollen Morgen ausgesucht. Seit dem Neujahrstag sah ich keinen so leuchtenden mehr. Der Anblick der im Sonnenlicht schimmernden Schneemassen wirkt beruhigend. Alle Spuren menschlichen Treibens sind ausgetilgt. Darum muß denen, für die der Tod Frieden bedeutet, Segantinis Symbolik verständlich und sympathisch sein. Auch die sich um die Krumen drängenden Vögel gehören zum Bilde: Es sind die Erbschaft teilenden Verwandten.

Den 19. Januar.

Beim Frühstück habe ich wieder in den „Briefen, die ihn nicht erreichten“, gelesen und dabei alles vergessen, den Haushalt und die Pflichten des Tages, bis ich draußen scharren und fragen hörte. Ein junger Nachbar war heruntergekommen, um mir die Schneemenge von der Haustüre fort zu schaffen. Natürlich war ich froh über diese befreiende Tat, und im wohligen Bewußtsein, nun nach Belieben aus- und eingehen zu können, verschmerzte ich bald meinen Ärger über die Störung in der mir so lieben Lektüre.

Eine rührende Hundefreundschaft macht mir viel Spaß. Des Briefträgers Joggeli, ein deutscher Schäferhund reiner Rasse, und der Prinz aus dem Wirtshaus, ein Bastard, trafen sich mehrmals zufällig bei unserm Gartentörchen.

Nach dem Goethe'schen Wort:

„Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt,

Und eh' man sich's versteht, wird man verflochten,“

ward auch ihnen das Spiel des Zufalls zur lieben Gewohnheit. Prinz fing



Salomon Sigrift: Opfer der Arbeit.

an, den Joggeli hier abzuholen, und wenn er nun ein Mal ausbleibt oder sich verspätet, wird Joggeli unruhig, läuft seinem Meister fort und sucht den Freund. Sind die beiden aber beisammen, so kollern sie miteinander über die Schneehänge hinab und wirken ansteckend in ihrer Fröhlichkeit, sodaß ich mich schon oft mit ihnen freute, als wäre ich in ihrem Freundschaftsbund die Dritte.

Den 20. Januar.

Etwa zehn Schlitten sind diesen Morgen vorbeigefahren, lautlos, ohne Peitschenknall und Geklingel, nur flink wie die Mäuschen, die abends in der Dämmerung die Überreste des Vogelfutters auf dem Balkon zusammen suchen. Ich hätte nicht mitfahren mögen hinaus in Nebelgrau und Kälte. Aber, beim Ofen sitzend, dachte ich gerne zurück an die prächtigen Schlittenpartien im Thüringerwald. Kalt war es freilich damals auch gewesen, allein so festlich und fröhlich, daß man sich geschämt hätte, zu frieren. Auf Einzelheiten kann ich mich gar nicht mehr besinnen. Ich sehe nur noch den Forst in seiner majestätischen Pracht und Schloß Harnroda mit seiner großen Halle, wo wir zum Nachteffen erwartet waren.

Den 23. Januar.

Wer draußen im Leben steht, kann die Sorge um Freunde leicht ausschalten, aber wer bei der Einsamkeit zu Gast ist, entrinnt ihr nie. An die Ferseu heftet sie sich und martert auf jede erdenkliche Weise.

Manchmal suche ich mir auszumalen, wie sich mein Dasein ohne sie gestalten könnte, und dann komme ich immer zum Schluß, daß sie in gewissem Sinne auch mein Glück bedeutet. Sie hält mich in Atem, sie schützt vor Egoismus, vor dem Tod des Lebendigen.

Den 25. Januar.

Endlich Sonnenschein und wunderbare Bergbeleuchtung! Weil das herrliche Wetter einen Gast herauflockte, konnte ich die schimmernde Pracht nur im Vorübergehen hinter den Fenstern bewundern. Ich kam mir vor wie ein Bettler, der an der Auslage eines Kunstladens vorbeischiebt und sich sagt: „S'ist nichts für dich!“

Erst abends blieb mir Zeit, hinaus zu gehen. Die schmale Mondsichel schob sich neugierig zwischen die dunkeln Tannenspitzen, als wollte sie fragen, ob auch ihr ein fröhlicher Willkomm zu teil werde, oder ob alle Freude nur der Sonne gelte.

Den Mond bewundere ich wie einen schönen interessanten Menschen, der mir auf Augenblicke ganz sympathisch ist, aber ich liebe nur die Sonne, die mir wie ein treuer Freund bei jeder Arbeit hilft und sie erleichtert.

Den 27. Januar.

Im letzten Haus am Fußweg liegt eine kleine Leiche. Der Erstling unseres Gärtners, der am Sylvester das Licht der Welt erblickt hatte, hauchte gestern in den Gichtern sein junges Leben aus. Wie rasch verlöscht ein Menschenlicht! Ob's einmal geleuchtet hätte, wissen wir nicht. Jedenfalls hat es wochenlang das Heim der Eltern erhellt, und beiden wird es für ein Weilchen recht dunkel vorkommen, ohne das zappelnde, winzige Wesen, ohne das „Sylvesterchen“ wie Mama das Knäblein nannte, obwohl es auf den Namen Alois getauft war.

Man soll nicht sagen: 's ist nur ein Kind! Viel Freude und viel Liebe wird mit dem Sarg hinweggetragen.

Den 1. Februar.

Der lichte Morgen verscheucht alle Gedanken an Tod und Grab und räumt auf's neue dem Leben seine Herrscherrechte ein. Zu rastloser Arbeit treibt er an und reißt mir die Feder aus der Hand.

Den 4. Februar.

Ein kleines Honorar hat mich angenehm überrascht. Viel ist es ja nicht, allein das selbsterworbene Geld besitzt doppelten Wert und baut winzige, feste Stufen, auf denen die Selbstachtung langsam empor steigt. Das muß man erfahren haben, um es zu glauben.

Schon aus diesem Grunde ist die weiter um sich greifende Erwerbstätigkeit der Frauen zu begrüßen. Sie wird viel Unfertiges und Puppenhaftes am weiblichen Geschlecht abstreifen und somit einen wichtigen Faktor in seiner Erziehung bilden.

Den 6. Februar.

Als Beleg für das oben Gesagte dient mir der soeben erhaltene Brief eines jungen Mädchens, das zur Stunde zwar noch das Seminar besucht, aber schon berechnet, was für Anschaffungen aus dem ersten Gehalt gemacht werden sollen.

Den ganzen Goethe, 4 Bände Storm, ein paar von Conrad Ferdinand Meyers Büchern, sowie einige Reproduktionen Böcklin- und Stüdelberg'scher Bilder will sie sich kaufen und sieht im Geist diese Schätze in ihrem Stüb-



Eduard Stiefel: Der Bettler.

chen aufgepflanzt. Das ist der Sporn, der ihr das Lernen lieb macht, der Nachts der Müdigkeit wehrt, wenn die Augen zufallen wollen.

Zu meiner Zeit hätte sich ein so jugendliches Wesen einen Handschuhkasten und ein Scherenetui gewünscht. Wir müssen und dürfen also einen entschiedenen Fortschritt in der geistigen Entwicklung des Weibes konstatieren.

Abends kam eine verspätete Weihnachtsendung aus Berlin. Zwischen Delikatessen und Süßigkeiten aller Art hatte meine Freundin Bierbaums „seidenes Buch“ und ein reizendes Ding gesteckt, für das ich keinen passenden Namen finde. Es erinnert an den Potpourri unserer Urgroßmütter, eine kleine durchbrochene Deckelbox mit wohlriechenden Kräutern gefüllt, die Großstadtduft verbreiten. Jedenfalls ist es ein allerliebster Kofettchen, das sich zwischen den andern internationalen Schätzen meines Schreibtisches hübsch ausnimmt.

Auch Bierbaums Lyrik fesselt mich mehr, als ich anfangs glauben wollte. Das seidene Gewand umhüllt nicht bloß Phrasen, wie so oft im Leben, sondern ein warmes tapferes Herz.

Den 7. Februar.

Aus tieffstem Traum hat mich heute früh das Vogelgezwitscher geweckt. Ich war gerade durch eine Reihe von Gärten gewandert, als mir das Frühlingskonzert der gefiederten Sänger für einmal wieder verkündete, daß das beste Gut, nach dem ich dort vergeblich gesucht hatte, gefunden sei: der leuchtende Tag! Wenn wir ihn brav nützen, wird uns die ersehnte Belohnung nicht fehlen.

Nachmittags belustigten sich städtische Skiläufer auf Nachbars Wiese. Sie sahen plump und drollig aus in ihren weißen Wollblusen und Kapuzen wie Eisbären. Schön war der Anblick nicht, nur komisch. Ich hätte gern ein Weilchen zugeschaut, aber das Feuer im Herd und das Feuer im Ofen gönnten mir keine Ruh.

Ein jugendlicher Gast erzählte viel von Theater und Bällen. Der Kreis, den er schilderte, erschien mir mit all den kleinlichen Intrigen recht spießbürgerlich und eng im Vergleich zu meiner stillen Gedankenwelt, wo nur die Sonne und ein paar vernünftige Leute das Wort führen.

Den 12. Februar.

Wieder liegt der Winter draußen mit seiner weißen Macht, aber ich glaube, der Bote hatte Recht, als er mir am Morgen tröstend sagte, sein stärkerer Widerpart, der immer länger werdende Tag, könne ihm bald den Garauß machen. Schon zeigen sich braune Furchen in der Straße, auf denen einstweilen meine Wünsche und Gedanken langsam und zuversichtlich talwärts wandern.

Sinunter, nicht hinauf wie das Menschengeschlecht auf Weltis neuester

Kadierung, die er mir heute als verspäteten Glückwunsch sandte. Das kleine Bild zeigt eine ganze Welt. Leichtfüßig und frohen Herzens streben die einen dem Ziel zu, mühsam, von Kummer niedergebeugt, die andern. Aus dem Dunkel klimmen alle empor zum Licht, und jeder schleppt mit, was ihm das Liebste war: Weib, Kind, Geliebte — den brodelnden Kochtopf oder die harten Sorgenbündel! Auch sie können einem ja lieb werden mit den Jahren.



G. Württenberger: Golgatha.

Den 20. März.

Endlich wieder zu Hause! Wie ein Traum liegt der Stadtaufenthalt hinter mir. Was an Eindrücken an mir vorüberzog, was an Empfindungen mich durchflutete, manchmal durchtobte, kann ich sogar diesen Blättern, den stillen Genossen meiner Einsamkeit, nicht anvertrauen. Nun fängt das

Leben frisch an mit Sonnenschein und den ersten Frühlings Spuren im Garten. Der Rhabarber steckt neugierig seine roten Köpfchen, und Märzglöckchen fangen zu läuten an.

Am allerbesten aber hat's die Sonne mit uns gemeint. Wir konnten im Freien Kaffee trinken. Ein paar junge Burschen, die vorbeizogen, brachten uns ein Ständchen. So fehlte nichts, um dem Tag ein festliches Gepräge zu geben.

Den 22. März.

Nichts denken, nichts empfinden, ist jetzt meine Losung. Vielleicht baut sich dann das schwache Gehäuse, das die rebellische Seele zusammenhält, wieder auf.

Still ist es drinnen und draußen. Mein Schreibplatz ist meine Welt, eine Bühne, auf der sich Komödien und Tragödien abspielen, und wenn ich je von Langeweile, dem schrecklichsten aller Gespenster, heimgesucht würde, brauchte ich nur die Gegenstände, die da herum stehen und liegen, reden zu lassen. Ein jeder hat seine Geschichte, und der Bekannte, der mir jüngst sagte: „Um Stoff zu Erzählungen sollten Sie nie verlegen sein; denn es ist, als ob bei Ihnen die leblosen Sachen sprechen könnten,“ hatte nicht so unrecht.

Den 23. März.

Nun schneit's wieder! Aber während ich sonst betrübt wäre über die unvermutete Rückkehr des Winters, freue ich mich jetzt, daß die großen weißen Flocken wie toll tanzen; denn meine müden Lebensgeister erholen sich am besten unter der Schneedecke. Bis der Lenz sie aufs neue bei Seite wirft, bin ich dann ausgeruht.

Arbeiten möchte ich wie nie zuvor. Gerade der Stadtaufenthalt hat mir deutlich gezeigt, daß ich mir nur durch die Arbeit die Stellung in der Gesellschaft sichern kann, die ich meiner Natur nach beanspruche. Zum stillen Entfagen in der Wohnstube hat mich die Mutter erzogen und bestimmt, und zum Herrschen im Saal treibt das väterliche Blut.

Den 25. März.

Letzte Woche war ich in Basel, 's ist mein liebster Ausflug. Nirgendso ist mir so wohl wie droben auf der Pfalz. Im prächtigen Kreuzgang, zwischen all den alten Gräbern, lege ich auch immer irgend ein Kreuzchen ab, sodaß ich leichter und freier von dannen ziehe, als ich gekommen war. Nirgendso geht die Sonne so leuchtend unter wie in Basel und verheißt so freundlich ihre Wiederkehr.

Wenn ich an Basel denke, sehe ich hellen Abendhimmel, den feurig-roten Sonnenball und die feinen Silhouetten der Kirchtürme.

Den 26. März.

Eine Schar junger Damen war bei uns. Ich hatte sie auf 4 Uhr erwartet, aber schon um 2 Uhr standen sie lachend und plaudernd am Gartentörchen. Soviel jugendliches Ungestüm war mir lange nicht in die Quere gekommen. Da waren weder moderne Verbildung und Blasiertheit, sondern frische fröhliche Menschenknospen voll Lebensmut.

Im Flug vergingen die Stunden des Beisammenseins, und obwohl ich mich sehr krank fühlte, half mir der Wille doch glücklich durch, sodaß die muntern Gäste nicht ahnten, wie wenig ich zu Scherz und Kurzweil aufgelegt war.

Den 28. März.

Gestern war ich sterbensmatt. Stundenlang lag ich angekleidet auf dem Bett und grübelte darüber nach, wie es wäre, wenn das schwache Lebensflämmlein plötzlich verlöschen würde. Die Trennung von der Welt, die mir nichts ist und der ich nichts bin, fiel mir nicht schwer, aber das Losreißen von den unfertigen Arbeiten wäre ein harter Kampf. Und doch — wann werde ich fertig werden? Ich war so verzagt gestern in meinem Glend. Hätte ich wirklich mein Leben und meine Zeit vergeudet? Gearbeitet habe ich, solange ich denken mag, nur nichts erreicht, nichts Augenfälliges geleistet. Gott allein, der unsere Gedanken richtet, weiß, wozu alle Mühe, wozu alle Liebe gut war, die mein Dasein verzehrt.

Den 29. März.

Bevor ich empfangsbereit war, meldete sich ein Gast, ein Italiener, der uns von deutschen Bekannten empfohlen ist. Gute Miene zum bösen Spiel half über die peinliche Lage hinweg. Mit geistreichen Leuten läßt sich schließlich alles glatt abwickeln. Später rückte noch ein junger Ingenieur mit seinem Neffen ein. Das Bübchen hatte sein erstes Examen bestanden und deklamierte das Liedchen vom Stricken: „Inne stäche, umme schlah, use zieh und abe lah,“ so ernsthaft, als ob es dereinst seine heiligste Aufgabe wäre, eine große Familie mit Strümpfen zu versorgen. Ein possierliches Kerlchen! Als ich ihm Pudding mit Ananasschnitten geben wollte, lehnte er ab, und auf Befragen des Onkels, weshalb er Süßigkeiten verschmähe, gab er den lakonischen Bescheid: „Diheime han i au fei.“ Noch selten ist mir das echte Spießbürgertum in solcher Miniatur-Ausgabe entgegengetreten.

Ein Gegenstück dazu bot ein Freund mit der Schilderung großartiger, prunkhafter Geselligkeit. Und doch — was geht's ihn an, ob Frau X. mit plastischer Schönheit und Frau Y. mit silberhellem Kinderlachen posiert? Befriedigung wird er doch nur bei der Arbeit und im Kreis erprobter Freunde finden.

Auch wird immer und überall der allein die Schar beherrschen, der unbeeinflusst bleibt, der frei ist von allen geselligen Schikanen.

Den 31. März.

Vor 14 Tagen, als ich in Luzern durch den alten Friedhof von St. Leodegar wanderte, war es sommerlich warm, und nun heize ich wieder wie mitten im Winter. Goldammern, die Schneeboten unserer Gegend, suchen die alte Futterstelle auf. Alles schreitet rückwärts. Auch auf mein Empfinden ist ein kalter Reif gefallen. Jede Seele hat ihre Charwoche.

Charfreitag, den 7. April.

Dem leuchtenden Morgen, der die Berge im hellsten Glanze zeigte, ist ein düsterer Nachmittag gefolgt, aber das trübe Grau hat mir nichts anhaben können. Schon langten verschiedene Ostergrüße an, die Feststimmung verbreiteten. Meine Berliner Freundin schickte einen Band Novellen modernster Art, in denen es keine Phrasen und künstlich aufgebaute Szenen gibt. Alles ist einfach, wahr — und traurig. Jede Geschichte handelt von heimlicher Liebe, die, zur verbotenen werdend, beide zermalmt.

Daß Liebe unser Segen sei, nicht unser Fluch, sollen wir täglich bitten.

Greisenglück.

Wie man das Alter auch mag verflagen,
wie viel Uebles auch von ihm sagen,
die Ehre muß man ihm dennoch geben,
daß es uns gönnt, noch das zu erleben,
wie es tut, sich fühlt und schmeckt,
wenn sie, die uns so toll geschreckt,
verbellt, gejagt, durch die Wälder gehezt,
wenn sie nun endlich zu guter Letzt
abläßt von der feuchenden Beute,
die Jägerin mit der grimmigen Meute,
die wilde Jägerin Leidenschaft.
Es schmeckt wie ein kühlender Labesaft,
es schmeckt wie ein Schläschen nach Tische gut,
wo man so sanft einnicken tut.
Also, ihr Leidenschaften, Ade!
Euer Abschied tut mir nicht weh!
Doch, Eine will ich behalten, Eine:
Den Zorn auf das Schlechte, das Gemeine.

Ch. Vischer.